

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 17.

Donnerstag, den 24. April.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Trauter Herd und fremde Woge.

Seenovellen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Als der redselige, auf poetisch hyperbolisch brausendem Strome unaufhaltsam dahinschwimmende Buchhalter bis hierher mit seiner Erzählung gediehen, fühlte sich Melchior, der vor Neugier fast in die Lüfte fahren möchte, versucht, ihn zu unterbrechen, und ihn auf diese Weise zu zwingen, endlich zur Sache zu kommen; aber der Buchhalter machte mit verzückter Geberde eine so dringende, Schweigen andeutende Pantomime, daß der Barbier nicht weiter zu gehen vermochte, denn so rührte ihn die stumme Bitte seines achtungswerthen Kunden.

Und der überschwengliche Guldenzähler sprach weiter:

„Ja, spricht von welchem Modelle? Denn, wenn Philosophen behaupten, daß das Antlitz des Menschen ein Spiegel seines Herzens sei und daß auf demselben die Vorgänge sich abkonterfeien, die tief unten in Busens innersten Gründen erregt werden, so muß jenes Herz ein ganz miraculöses Ding sein. Wie

der Prinzipal den Brief las, da wurde sein Antlitz, das sein Herz wieder spiegeln sollte, erst weiß wie der Schnee, der dort aus grauer Wolke heimlich niederträufelt, als hätte ihn der kalte Athem eines russischen Steppensturmes aus den Zeilen, die er durchslog, angeweht; selbst die würdige Handhabe seines Antlitzes, ich meine seine stattliche Nase, färbte sich weiß bis in ihre fernsten Bezirke; allmählig aber, wie wenn morgenröthliche Dämmerung über weiße Alpenfirnen hinabzuschießen beginnt, so fing sein Antlitz an sich in schimmernder, rothiger Seligkeit zu baden. Gott blexem! doch nein, ich will nicht fluchen, und eine Gluth überfloß ihn, als wenn Ihr ihn mit einer Schaufel heißglühender Kohlen aus einem Hochofen überschüttet hättet. Seine Lippen schienen zu brennen, seine Augen blitzten. Mich dauerte der alte Mann fast, denn wenn es auch Freude war, die ihn zu durchglühen schien, was mußte selbst die Gluth der Freude bei der Hestigkeit, die von Natur seinem Wesen eigen ist, ihm für Qualen erregen. Er warf den Brief, nachdem er ihn noch viele Male an seine brennenden Lippen gedrückt — mich dünkte das Seidenpapier, aus dem er bestand, fing an zu dampfen — zur Seite, griff zur Feder und schrieb; aber

die Art wie er schrieb, steigerte mein Erstaunen auf das Höchste, so hatte ich ihn noch nie am Gänsefiele nagen sehen, so hatte ich noch keinen Sterblichen am Gänsefiele nagen sehen, denn so nagt, mit Ehren zu melden, bloß einer und das bin, mit Erlaubniß zu sagen, ich selbst, Gott blegem! hier fluche ich, wenn ich Verse mache. Ja, das war des Räthsels Lösung. Das Unerhörteste, das je in Holland sich zugetragen, so lange die Schelde sich durch Dünen wendet, hat sich ereignet: der Liebe Flamme, jene Flamme die halb ihre Nahrung aus dem Himmel, halb aus der Hölle zieht, hat einen niederländischen Handelsherrn, einen ehemaligen Superkargo der niederländisch-ostindischen Kompagnie dergestalt begeistert, daß er seine Rede in Rhythmen gießt und Reime sucht! Gott blegem! hier fluche ich wieder, hatte ich mich doch bis jetzt für den einzigen Narren, ich wollte sagen den einzigen Dichter von ganz Bliëzingen gehalten. Also Min Herr Millner dichtete, er schrieb einen Brief in Versen als Antwort auf den feuerspeienden Brief aus Southhampton. Endlich schien seine Feder zu erlahmen, er seufzte gewaltig. Auf einmal rief er: Van Schwartenmeier. Ich schrecke zusammen, denn wie Ihr wißt bin ich etwas nervös vom vielen — Dichten und antworte: Um Euch zu dienen, Min Herr! Verstehn Sie Sich aufs Reimen? fragt Min Herr Millner. Um Euch zu dienen, Min Herr! verseze ich. Wissen Sie keinen Reim auf — auf — nun auf den Namen Heilwigis? fragte er zögernd und stockend weiter. Mich durchzuckt es wie Blië. Also Heilwigis war der Name, Heilwigis! mit dieser seltsamen Bezeichnung, die ich noch in meinem Leben unter den Namen eines ehrlichen, christlichen Kalenders verzeichnet gefunden, war, um es gut kaufmännisch auszudrücken, das Wesen signirt, das auf mehr als dreitausend Seemeilen Entfernung den Lavabrand der verliebten Leidenschaft in das versteinerte Herz Min Herr Millners, in unser idyllisches hoffnungsreiches Dasein aber die sengende Fackelgluth der Zerschmetterung und Vernichtung zu schleudern, von der unerbittlichen Hand der Vorsehung ausersehen und bestimmt war.“

Als der poetische Kassenmann an dieser Stelle, wenn auch unwillkürlich um Athem zu schöpfen, eine kleine Pause andeutete, erhob der Portier sein gewaltiges Haupt, schlug mit der Hand an seine Stirn

und rief mit einer Leidenschaft, deren Ausdruck in seltsamen Abstich zu seinem ungeheuern Phlegma über sein Antlitz zuckte, wie ein Irrlicht über ein Schneefeld, oder wie ein Blië über einen Gletscher: „O meine goldenen Träume! mir ahnt Unheil. Dies steinerne Haus, dessen treuer Hort ich so manches Jahr gewesen, verwandelt sich, als das Schicksal es einmal anblies, in ein Luftschloß, das über den Wolken schwebt und ich werde ebenso wenig meine Tage darin beschließen, als in dem Palast des Deis von Algier. Aber was ich Euch immer sagte, Kinder, es mußte so kommen, es mußte so kommen. Alles in der Welt geschieht, weil es geschehen muß.“

Diese Worte weckten den Schulmeister Michel van der Rees aus seiner Lethargie; seine etwas röthlichschimmernde Nase hob sich von der Tischplatte wie der Morgenstern von grauer Ebene. Fatalismus, dessen blinder Anhänger der Portier war, während er als ein Verehrer des etwas übertriebenen Optimismus sich gerirte und gern mit allerlei frömmelnden, überzuckerten Redensarten um sich warf, schien ein Gegenstand heftiger Kontroverse zwischen den beiden Freunden an manchem stillen Abend, wenn Schneesturm heult, Kaminfeuer prasselt und die Cognac- oder die Genevresflasche die Diagonale über den Tisch hin und her so oft wandelt, wie ein Pferd in der Tremühle seine Cirkel beschreibt, gewesen zu sein.

„Van der Rees, rief der Portier, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Flasche einen Sprung der Verzweiflung that, es mußte so kommen.“

Van der Rees rieb sich die Nase, als wollte er aus ihr einen ungeheuern, glühenden, bombenartig niederschmetternden Gedanken ziehen und demselben seinem Gegner als Congrevische Rakete, die damals freilich noch gar nicht erfunden war, ins Angesicht schleudern; glücklicher Weise lag der zungenfertige Schwartenmeier, dem die Begierde, seine weitläufige Erzählung endlich zu Ende zu bringen den hellen Schweiß auf die kaum gesäuberte Stirne geperlt, schon wieder im Anschlag, und ehe noch van der Rees seine Rakete fertig gewickelt und den Zünder des niederschlagendsten Syllogismus daran gefleht, drückte er los und ließ sich weiter vernehmen wie folgt:

„Wissen Sie keinen Reim auf den Namen Heil-

wigis? fragte mich anstarrend aus seinen weit aufgerissenen, unheimlich stierenden Augen der Prinzipal. Heilwigis! versetzte ich und versank in grübelndes Sinnen. Gott blexem! hier fluchte ich. Paßt Euch Finsterniß, Min Herr? fragte ich bebend vor innerer Wonne, den poetischen Bedarf des gewaltigen Herrn so schleunig mit der gewünschten Zufuhr versehen zu können. Hm! nun ja! murmelte er und faute er zwischen den Zähnen. Hm! nun ja! aber rasch noch einen auf dasselbe Wort, ich brauche noch einen, denn ich verfasse, wie man es zu nennen pflegt, ein Sonnetto. Möget Ihr Euch jeglichen Reim, fügte er mit der Saufmuth eines fatten Löwen hinzu, je mit zehn Gulden funfzig und zwei Drittel Cents in Euerem Guthaben aufnotiren, mein lieber guter Jan van Swartenmeier. Praatjes rullen den Boif niet! (Worte machen nicht satt.) Ich bezahl' sie Euch gern baar. Aber rasch noch einen um Gotteswillen! damit ich die noch aufstehende Angel des zweiten Quattrinos des in Arbeit habenden Sonnettos wohlklingend schließen möge. Wieder versank ich in tiefes Sinnen. Endlich sprach ich: ha! hi God! und Gott verdamme mich! hier fluchte ich zweimal, paßt Euch Schattenriß? Min Herr Millner sprang auf seinem Reiterfel von braunen Zuchten in die Höhe, als wäre der Esel lebendig geworden und ein gottloser Straßenbub hielt ihm die brennende Cigarre unter den Schweif. Ha! Gott blexem! hier nehmlich flucht Min Herr Millner, das paßt, wie die Chinesen sagen, wie die Opiumpille auf die brennende Kohle in die Pfeife, oder wie die Malaien sagen, sowie geschmorte Hundeohren zum sauern Reiskreis. Das paßt ganz vortreflich, lieber Jan, und möget Ihr Euch für diesen wunderbar schönen Reim nicht zehn Gulden funfzig und zwei Drittel Cents, sondern elf Gulden einundfunfzig und sieben Zehntel Cents in Euer Guthaben notiren. Ha! schmunzelte er und sein Antlitz glich einer Woge, auf die die Sonne scheint, das hätten wir: Von dir zu träumen, liebliche Heilwigis! Du liches Kind aus fernem, heißen Süden, ich preis' den Stern, daß Solches mir beschieden, in meines Daseins banger Finsterniß! Wohl halt ich in der Hand den Schattenriß 2c. 2c. Nun, wenn das, wie man's zu nennen pflegt, keine Po — Poesie ist, so habe ich in meinem ganzen Leben keinen Arracpunsch

in Breitenförg bei Batavia zum Frühstück getrunken, Swartenmeier! rief er dann. Um Euch zu dienen, Min Herr! versetzte ich abermals. Ihr habt gute Reime in Euerem Hirnschädel auf's Lager gelegt und wünscht ich wohl, Ihr liebet mir einmal einige ganze Bollen davon zukommen. Für jetzt mögt Ihr im Voraus für den abzulassenden Reim zwölf Gulden funfzig und neun Zwölftel Cents auf Euer Guthaben notiren. Aber nun rasch! denn die Stelle auf der die Terzinen stehen sollten grinst mich an wie ein mit Protest zurückgekommener Wechsel. Rasch nennt mir einen guten, richtigen, volltönenden Reim auf das Wort Tropen. — Gott blexem! hier bei God! hier darf ich fluchen! Das war ein schwerer Reim, das war wie es mir vorkam ganz verzwickte und vernagelte Poesie. Tropen! nein Min Herr! auf Tropen reimt sich Nichts. Da müßt Ihr Euer Kapital, wollt ich doch sagen Euer Terzine anders anliegen. Doch halt! wie wird mir denn: der protestirte Wechsel verwandelt sich in einen baar bezahlten. Hiß em up! sagen die Matrosen; Min Herr, der Reim ist da: Gazelle ist das Wort. Gazelle! Gazelle! Beinahe wäre ich ohnmächtig geworden vor lauter purer Freude und Glückseligkeit. Doch was nun geschah? meine Freunde! meines Lebens schwärzeste Stunde hatte geschlagen, so lange mein Herz schlug, so lange der Sand in der Sanduhr meines, wie ich mir schmeichle nicht ganz verfehlten Daseins, von oben nach unten fällt, hatte noch nie eine Secunde so mohrenfarbig mich angegrinst, als wie die, die nun zunächst dem dunkeln Schooße des immer neues Unheil brütenden Schicksals entstieg. Habt Ihr jemals eine Hyäne gesehen, aber keine zahme sondern eine wilde, wie sie hervorstürzt, zähnefletischend aus den Forsten Hyäloniens? Nun so denkt Euch ein dergleichen Ungethüm, denn in ein solches schien mein sehr ehrenwerther Herr Prinzipal urplötzlich sich verwandelt zu haben. Swartenmeier, rief der furiose Superfargo einer hochachtbaren holländisch-ostindischen Compagnie, seid Ihr gewissermaßen toll geworden? Oder wollt Ihr mich, Euer Brotherrn, wie man sagt, zum Becken machen? Seid Ihr ein Dichter? Habt Ihr jemals Reime geschmiedet? Wie ist es möglich, daß Trope und Gazelle auch nur den unreinsten Reim abgeben, den jemals ein niederträchtiger Bänkelsänger oder Kirchwehndich-

ter produziret, oder der in der gemeinsten Matrosentaverne vom Stapel gelassen? Schämt Euch in Eurer profaische Seele hinein, löscht von den Euch zuge-dachten Gratifikationen fünf und zwanzig Gulden und acht Elftel Cents von Eurer Nota; außerdem geht zum Henker und nehmt Euch dieses mit auf den Weg. Gott bliz Euch ein ebenso schwarzes Donnerwetter (zu bemerken erlaube ich mir, daß hier der Prinzipal flucht) in Euer Krämergemüth, als wie ich mit diesem Dintenfaß Euch das Siegel meines maaflosen Jornes auf Euer Antliz mit seiner Nase, die mich stets unwillkürlich an eine Viertelelle erinnert, aufdrücke und auflege. Er griff bei diesen Worten nach dem großen Dintenfaß, das Euch meinen Freunden wohlbekannt ist, jenem Ungeheuer aus Blei, in das schon mehr Schnäbel von Gänsefüßen eingetaucht sind, als wie der Sterne an dem Himmel beider Hemisphären stehen, er ergriff den Blei-kumpfen und zielte nach meinem Antliz. Die Angst, die ich empfand, verscheuchte die Rebel, die mit grauem Zauberdufte meine Sinne umfassen gehalten haben mußten. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen, ich begriff mit einem Schlage die furchtbare Situation, in die mich die so seltsame Verblendung versetzt. Trope und Gazelle! Weh mir! Das Schreckbild meiner zerschmetternden Zukunft stand vor mir, das Schreckbild, das mir mich selbst zeigte, den Lorbeerzweig, der so lange mein Haupt, mein edles Dichterkopfkraut geschmückt, so erbärmlich unter meine Füße getreten. Gott verdamme mich! hier fluche ich in eigener Person, so rief ich und winkte dem zornschraubenden Oberhaupte, indem ich hinzufügte: Halten Sie ein, Min Herr, halten Sie ein, es ist falsch, es war ein ganz niederträchtiger Reim, es war eigentlich gar kein Reim; aber halten Sie ein, ich habe gemeint Antilope, ein wunderschöner, ein nagelneuer, ein Reim der afrikanischen Zukunftspoesie, die ich in meinem Geiste schon jetzt abne und begreife! Trope und Antilope reimt sich wunderbar gut, um Euch zu dienen Min Herr! Doch ehe ich nur die Hälfte dieser gewiß wohlgesetzten und im versöhnlichsten Sinne gesprochenen Rede vollendet, flog mir das bleierne Ungethüm, dem ich schon oft in mancher stillen Schreibestunde alles mögliche Unheil gewünscht, dem ich den Namen Schnabelschlinger nach dem Gebrauche alter Poeten beigelegt, entgegen und

ergoß seinen mehr als verhängnißvollen Inhalt in mein Antliz. Bitter ist deine Galle, o du Berschwärzerin meines ganzen Daseins, o Dinte, so dachte ich; aber ich sprach noch in der Thüre stehend zu dem wüthenden Manne, zwar mit gedämpfter Stimme, denn etwas von dem Galläpfelsafte hatte die Schleimhaut meines Kehlkopfes getroffen, und ärgerlich gereizt, aber doch laut und vernehmlich genug, um daß der Tyrann vom Federkiele, der Ritter von der Tonne Goldes, der Burgwart vom Baarspeicher es hören und vernehmen konnte. Wissen Sie, so sprach ich, wissen Sie Min Herr Müller, was Sie mir thun können? außerordentlich, ganz außerordentlich leid können Sie mir thun, Sie erregen mir ein so schmerzliches und wehmüthiges Gefühl, als wie ein Band Gedichte auf einer Auction — wo nur Krämer bieten. War das gut gesagt, Min Herr van der Keulen? War das äzend, war das fressend, war das treffend, war das schäumend, war das beißend?“

„Zu gut, viel zu gut gesagt, erwiderte der angeredete Schaumschläger, indem er mit dem linken Arme ein prächtiges Rad schlug, es war äzend wie Schwefelsäure, schäumend wie ächt venetianische Seife, es war beißend, es war, wie man zu sagen pflegt, sarkastisch wie das Antliz eines Professors beider Medicinen in Leyden, der einen Candidaten derselben Medicinen spurlos durchs Examen fallen läßt.“ Melchior van der Keulen seufzte, nachdem er diesen Redesatz vollendet, als hätte er ein großes Mysterium seines verhängnißreichen Daseins nach außen gelehrt.

Doch Min Herr van der Rees erhob wiederum das Haupt, um das der Nimbus gottseliger Zufriedenheit zu leuchten schien und sagte:

„Die Antwort war gut, sie war so vortrefflich, als sie in den vortrefflichsten aller denkbaren und von menschlichen Wesen begreifbaren Welten irgend sein konnte und sein kann. Ein Band Gedichte auf einer Auction, die bloß von dem niedrigen Gebölle der Krämer besucht wird! In der That es ist unheimlich zu werden, ein so ausgezeichnetes Drittes der Vergleichung (*tertium comparationis*) als nur immer von dem ausgezeichneten Geiste eines sterblichen Mannes, dem ausgezeichnetesten, der überhaupt im Schöpfungsraume denkbar ist, erfunden wer-

den kann. Ihr glaubt doch nicht an die Pluralität der Welten, Portier; die Erde ist die vollkommenste aller Schöpfungen und außer ihr keine mehr denkbar, ebenso wie außer dieser vortrefflichen Antwort keine andere mehr denkbar scheint."

"Ich glaube an Nichts, erwiderte Min Herr van Bratgezant, der Portier, indem er den Zopf, der sich etwas von rechts nach links geschoben, wieder an die richtige Stelle gerückt, ausgenommen an das, was ich glauben muß. Wenn Ihr mich aber fragen müßt, sehr verehrter Herr Michel van der Rees, das heißt, wenn Ihr dergestalt von einem höheren Fatum, das überhaupt an dem heutigen Tage alle Schleusen seiner Unerbittlichkeit aufgezogen zu haben scheint, inspirirt werdet, daß Ihr dergestalt inspirirt seid, mich also fragen zu müssen, so fühle ich in mir die Inspiration, Euch, sehr geehrter Herr Bakelschwinger, dahin antworten zu müssen, nehmlich: ich glaube deshalb und aus dem einfachen Grunde nicht an die Pluralität der Welten, das heißt so zu sagen an ein Bewohntsein irgend eines Weltkörpers, die Erde ausgenommen, glauben zu müssen, weil ich nicht annehmen kann, daß, weil ein Käse, etwa ein Edamer, Maden bekommt, auch ein anderer, etwa ein Schiedamer oder ein Duireslander, deren auch bekommen haben müßte."

"Ha! unterbrach hier Min Herr van der Reulen, indem er mit der einen Handfläche an die andere schlug, als schlug er zwei Becken, respective zwei Barbierbecken an einander, vortrefflich gesagt! Das mit dem Edamer, dem Schiedamer und dem Duireslander Käse sammt ihren Maden scheint mir das superbeste Gleichniß so ich noch jemals vernommen. Portier Min Herr van Bratgezant! über Euch wahrlich scheint heute der Geist gekommen. O wäre dieser selbige Geist über mich gekommen, als ich in der Klausur saß zu Leyden, ich wäre heute wahrlich nicht wo ich bin."

Der von seinen philosophisch-kosmologischen Ideen hingerissene, achtbare Thürwart aber sprach, ohne auf des Schaumschlägers elegische Interpellation weiter Acht zu geben also weiter:

"Ich fühle mich inspirirt, das heißt, ich glaube fühlen zu müssen, daß ich meine auf das angeregte Thema bezüglichen Ideen also fortführe. Ich bestreite Euch in Guer schulmeisterliches Angesicht hin-

ein, Min Herr van der Rees, daß diese unsre Erde, die nehmliche auf der Bliezingen steht, dieselbe auf der die Wester-Schelde strömt, dieselbige, als aus welcher der grüne Stab meines Wohlstandes, das heißt meines ehemaligen Wohlstandes emporgefeimt, und auf die gegenwärtig die dunkle Wolke Wehe sich tief, tief herabzusinken droht, daß diese unsere Erde, wenn sie auch die Zeugungsstätte für das Wesen, Mensch genannt, abgegeben, jemals zu einem Wohnplatz für dieselbe bestimmt gewesen ist. Hat man je erhört, daß irgend jemand behauptet hat, das große Arsenal in Bliezingen sei zum Wohnplatz für die Sperlinge erbaut worden, die zufällig auf seinem Dache umherhüpfen? Wäre die Erde für Menschen konstruirt worden, so behauptete ich van Bratgezant, Philosoph aus Neigung und Angelschwinger aus Fatalität, daß es auch im Meere, im Ozeane Menschen geben müßte; denn wenn ich ein Haus zum Wohnort für jemand baue, so bringe ich höchstens eine Badewanne darin an, fülle ihm aber nicht drei Viertel voll Wasser und sage dann, wenn er im vierten Viertel mühselig heimset, daß dieses Haus der ihm bestimmte Wohnplatz sei. Da nun aber die meisten Philosophen den Glauben an wirkliche Meermenschen verloren haben und höchstens in verzückten Träumen von menschenähnlichen Ausgeburten der nassen Salzfluth, von Undinen und dergleichen Gesichter sprechen, so glaube ich auch nicht, daß die Erde, mit einer Badewanne, die drei Viertel von ihr einnimmt, der vorbedachte Wohnplatz der Menschen sei. Glaube ich auch bei Allem, daß es darum ist, weil es sein muß, so glaube ich doch Solches in dem vorliegenden Falle nicht. Ja, ich gehe sogar noch einen Schritt weiter: ich glaube auch nicht, daß die holdselige Luna, deren lieblicher Schimmer so traut, so mild unsere irdischen Nächte beleuchtet, noch einen ganz andern Zweck hat als den, eine armselige Laterne zu sein, bei deren Schimmer der Wanderer seinen Weg findet durch den dunkeln Forst oder der Fischer seine Segel ausspannen kann, um hinauszusegeln dorthin an den guten Ort, wo beim Schimmer des empordämmernden Morgenroths die schlüpfriegen Bewohner der wogenden Salzfluth ihm zum Heile ihr Verderben in seinen Netzen finden!"

Hier unterbrach ein lautes Schluchzen den nicht

ohne Salbung sprechenden Portier; selbiges Schluchzen tönte aus den Stimmorganen, einbegriffen dem Riechorgane, des vielbesagten Herrn Schwartenmeier, den die Rührung ob des Portiers vortrefflicher Rede so ergriffen, daß er derselben keinen andern Ausdruck zu geben wußte, als den zu weinen, zu schnauben und enthusiastisch folgendermaßen zu lamentiren:

„O Portier! (Schluchzen.) Mein Herr van Bratgezant (Schnauben.) Ihr sprecht mir heute mit einem dithyrambischen (Schluckauf) Ideenfluge, (hier nimmt der Redner vom Plage eine Prife und niest in Folge dessen) wie ich Euch in meinem Leben noch nicht reden gehört. Himmlischer Portier! (Zwei Thränen rollen dem Redner an seiner eine Viertel Elle langen Nase entlang,) Portier aus Leidenschaft und Neigung, Philosoph aus Fatalität, nein, halten Sie ein meine Herrschaften! umgekehrt wie wir Rassenleute sagen, wird eine Gelddüte daraus. Also Portier aus Fatalität! Ihr seid nicht bloß zum Philosophen, Ihr seid auch zum Dichter geboren! Mag immerhin (der Redner pustet sich die Augen mittelst eines syrupbraunen, Ost-India Taschentuches) das Unheil, das seine dämonische Hand verlangend nach Euch ausstreckt, das Euch bedrohende Unheil Euch seltsam erregt, mag die Cognac-Flasche das Ihrige gethan haben, um diese Aufregung zu schüren und Euch in die seltsame Stimmung versetzt haben, die Euch auf den Flügeln excentrischer Ideen dithyrambisch dahin wirbeln läßt, ich sage Euch Portier, Ihr seid ein Dichter. Erst heute erkenne ich den strahlenden Kern unter der überschattenden Hülle und so sagt mir werther Freund und Gevatter in Minerva, wie wir Dichter sagen, haltet Ihr auch etwas von den Dichtern?“

„Nein! versetzte der Mann vom dithyrambischen Ideenschwunge, der fatalistische Portier, ich halte gar Nichts von den Dichtern und zwar darum, Mein Herr van Schwartenmeier, weil ich mich inspirirt fühle Nichts von ihnen zu halten, obgleich ich von Euch speziell sehr Vieles halte, Mein Herr van Schwartenmeier. Und weshalb darf ich Nichts von diesen Dichtern halten? Darum, weil diese Herren allen Ruhm und alle Beachtung seitens der Welt für sich allein in Anspruch nehmen, als wenn es das Höchste auf der Welt wäre, einen guten Reim gefunden, ein erträgliches Lied gemacht zu haben.

Mit unterordnender Verachtung blicken sie auf die Apostel der der Dichtkunst zunächst stehende Künste der Malerei und der Musik und gar mit absoluter Verachtung betrachten sie Alle, die irgend auf einem anderen Felde menschlichen Wises und menschlicher Erfindung Lorbeeren zu pflücken bemüht gewesen sind. Und das Volk? Nun das Volk lobt und preist die Namen dieser Hanns Dampfs und ein Menschenalter verkündet sie dem andern. So hab ich, als ich noch ein Knabe war, gehört, daß es einstmals vor mehr als dreitausend Jahren einen Mann gegeben, noch dazu einen blinden gegeben habe, der, wie mir versichert wurde, Homerus geheißten und zwei Gedichte verfertigt habe, die mit Namen die Ilias und die Odyssee genannt werden. Nun, meine Herren, bitte ich Euch um Gotteswillen, der Name des dreitausend Jahre alten Verfassers dieser beiden Gedichte ist uns aufbewahrt, und was haben Euch, was haben mir auf meinem speziellen Standpunkte als Thürwart und Angeloehler jemals diese beiden Gedichte für Nutzen und Vortheil gestiftet? Wer dagegen weiß mir den Erfinder des Korken- oder anders gesagt Pfropfenziehers zu nennen? Und welchen Geist muß doch dieser Mann, welchen hochstrebenden Geist, welches in die Tiefen bohrendes Ingenium muß er besessen haben? O Pfropfenzieher! Du Erkorenstes von Allem, was die Menschen je erfunden oder erdacht! sprich mir, wer hat dich erfunden, sprich mir, wer hat dich gemacht! Zwar bist du ein schreckliches, ein zermalmendes, ein zerschraubendes, ein gewaltiges Ding, denn du zerbohrst mit deinen stählernen Bindungen und Zügen unerbittlich den stattlichen Kork, den roth-, grün- oder gelbbemühten Portier des gläsernen Hauses, aber du befreiest auch aus ihrem kristallinen Kerker die gefangenen Geister, die dort unten geschmachtet und läßt es auf meine Lippen niederthauen, das himmlische Manna, das dort trostlos schlief in hoffnungsloser Verbannung. O Zukunft! so schloß der Portier seine gefühlvolle Apostrophe von den vielgewandten und gewundenen Erschließer gläserner Geheimnisse, ich fühle mich so gerührt, nimm den Freund, den du eben von mir loben hörtest, fasse ihn bei seiner traulichen Hand, die er jedem reicht, der nach ihm langt und bitte ihn, einen Augenblick für uns zu wirken. Es hat wohl so sein müssen, der Cognac, den ich auf die

Flammen unserer gemeinschaftlichen Trübsal gegossen, um sie auszulöschen, um sie in bläulichem Lichte verlodern zu lassen, hat mich dergestalt durstig gemacht, daß ich lechze nach einem Gläschen kühlenden, duftigen Schiedamer Genevre, wie ein Schlüsselloch nach seinem Schlüssel, wie ein Portier nach seinem — Trinkgeld. Blondchen Zukunde! wach auf mein Kind und tummele Dich! Ich denke, Mine Herren, wir trinken einmal in die Runde!“

Solches sprach der thürhütende Philosoph; Zukunde erhob sich langsam um dem Willen des Vaters zu gehorchen. Sie eilte nach einem Bandschranke, der in der Ecke der komfortablen Zelle halb offenstehend mit seinem dunkeln Auge unter dem kaum gehobenen Lide schelmisch gutmüthig hervorblinzelte; aber noch ehe sie dem schwarzen Behälter das verlangte Fläschlein enthoben, that sich die Thür der Zelle auf, die heute nur bestimmt schien, die Ueber- raschung und den Schrecken einzulassen, und herein trat keine andere Person, als die des wackern Junkers Bondel, der hoffnungsvolle Lehrling der Firma Millner und Compagnie. Wir können ihn mit keiner passenderen Bezeichnung in den Kreis unserer achtbaren und zum Theil so hoch ästhetisch, so tief philosophisch gebildeten gemüthlichen und trauten Morgen- gesellschaft einführen, als wenn wir ihn mit einem etwas komisch auseinandergereckten und gezerrten Pflasterstein vergleichen, der mit einem oberflächlichen Firniß einmal von reinem und natürlichen Firniß, dann aber von Syrup und Thran überstrichen und überölt ist. In der That war Min Jongherrs Bondels Umwandlung vom höheren Gassenjungen zum niedersten Repräsentanten merkantilischer Würde so überaus rasch vor sich gegangen, daß das Bild, unter dem wir diesen jugendlichen Rosinendieb produziren, auch dann noch vollkommen treffend erscheint, wenn wir eingestehen müssen, daß das Angesicht des komisch auseinandergezerrten Pflastersteins, der sich in ein menschliches Wesen verwandelt, auffallend weiß, so zu sagen käseweiß war, denn konnte in dem überfirnißenden Pinsel nicht auch ein Erkleckliches von Bleiweiß sitzen geblieben sein, das eben diese käse- bleichende Wirkung just auf das Angesicht des biedern Junkers Bondel ausgeübt? Uns aber, wie wir gern eingestehen, ist es darum nicht ganz unange- nehm, daß Bondels Antlitz bei seinem Auftreten kä-

sebleich ist, weil wir auf diese Weise und zwar ohne übermäßig große Mühe einen an künstlerischer Absichtlichkeit reichen Gegenschein zu dem Inkarnate des Poeten und Guldenzählers Schwarzenmeier erzielen, der, wie man weiß, mit ebenholzener Färbung seines edeln, dichterischen und merkantilen Angesichtes auf den Schauplatz mehr geschleudert als gesetzt wurde. In der guten, alten Zeit, in der unsere Geschichte spielt, wurde jedem Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft sein Standpunkt klarer gemacht, als wie das heute zu geschehen pflegt; und so sehen wir unsern jugendlichen Syrupsecker und Mandelkernzermalmer noch nicht mit der stugerhaften Intention bekleidet und herausstaffirt, als wie man in der Gegenwart dergleichen Schwängelgroschenkandidaten und kleine, gemeine Ladenkassendiebe herauszustaffiren und zu bekleiden pflegt. Junker Bondel war mit einem Oberrocke bekleidet, der nach den Prinzipien der damaligen, vernünftigen und ökonomischen Zeit auf den Zuwachs gemacht war; demgemäß für den hageren Leib des jungen Mannes um mehr als eine halbe Welt zu weit und ihm noch tiefer fast als bis an die Sohlen seiner Ferse reichend. Glaubt man übrigens, daß der Fries, dessen Farbe ein mehr als verschoffenes Purpurroth war, frisch dem Laden des betreffenden Zeughändlers entnommen gewesen, so mögte man sich in einem kaum zu billigenden Irrthume befinden. Der Stoff, der Bondels Blöße verhüllte, hatte schicksalsreichere Gänge durchwandelt, als den einfachen aus dem Kaufmannsladen auf den Werk Tisch des Kleidermachers; zuletzt schien er seiner Bestimmung als Ueberzug eines Sophas oder Lotterbettes genügt zu haben, denn noch war auf des Lehrlings Rückseite die Stelle deutlich zu erkennen, auf welcher der Schwerpunkt jenes Edelen, welchem das in Rede stehende Lotterbett gehört, sich niederzulassen gewohnt gewesen. Bondels Haupt war mit einem kleinen, dreieckigen, etwas windschief verbogenen Hute bedeckt, unter dem, da auch er für das Haupt, das er als des Mannes höchste Zierde schmücken und krönen sollte, etwas zu weitläufig und geräumig angelegt war, ein winziges, mit weißem Puder flüchtig bestreutes Zöpflein kaum hervorzulugen vermochte und bei diesem Versuche im Scheine des Taglichts zu glänzen, einen mehr Mitleid als Erstaunen erregenden Eindruck dem Beschauer machte.

Selbiges Hütlein lüftete der zukünftige Börsenspekulant, als er die Thür der Zelle in ihren Angeln drehte, nicht ohne Anmuth, und aus dem Munde, der dem Bereiche des käsebleichen Angesichts gehörte, tönte im höchsten Füsteltone, der sich noch je den gepressten Athmungsorganen eines scheuen Knaben entwunden, die Worte:

„Min Herr Millner läßt die Min Herren van Bratgezant und van der Keulen ersuchen, auf einen Augenblick in sein Arbeitszimmer zu kommen.“

Und ehe noch der noch immer dithyrambisch gereizte Apostel der afrikanischen Zukunftspoese, Min Herr Schwartenmeier, den Gnomen von der Pfefferstaude erfassen und ihm die Aussage weiterer Umstände abpressen und so zu sagen aushüllen konnte, war Bondel so flink wie ein ungesalzener Häring, das heißt, wenn darunter ein lebendiger verstanden werden kann, so glatt wie ein nicht marinirter Aal, der Thürspalte wieder entwischt, und trotz seiner faltigen, schleppenden Bekleidung und der riesenhaft hohen Absätze seiner geschnabelten Schuhe, die etwa nicht um seinem Leibe, dem zwerghaften, eine Elle zuzusetzen, sondern aus Dekonomie, wegen der aus zu baldiger Abnützung zu befürchtenden Reparaturkosten so ansehnliche Höhe gewonnen, gleich einer Börsenbriestaube die breite Haustreppe wieder hinaufgestallert.

Der Portier rieb sich mit beiden Händen beide Wangen, wohl in der Absicht, um durch den Reiz der Friction ihr allzugewaltiges, unmännliches Erblaffen zu verhüten. Er schlug die Augen zum Himmel und sah in diesem Augenblicke einem Seehunde täuschend ähnlich, der die Harpune in seinen Rippen fühlt. Er rief: So mußte es kommen, und ging mit dem Schritte eines Theaterhelden, der die Guillotine beschreiten sollte, zum Tempel hinaus.

Melchior van der Keulen, dem gleichfalls bei der unerwarteten Citation, vor die allerhöchste Stelle nicht ganz wohl geworden und der in träumerischer Ferne ein Ding wie ein Rasirmesser leuchten und blitzen sah, das ein Band zu zerschneiden drohte, an dessen andern Ende ein Etwas baumelte, das vier holländischen Randdukaten, die den guten Mann mit dem Bündel Pfeile im Wappen führten, auf das Täuschendste ähnlich sah, wirbelte mit den zwei Riesenhebeln, die er seine Arme nannte, zwei Wirbel wie

er sie nur immer gewirbelt haben konnte, als ihm der Dekan der medizinischen Fakultät zu Leyden das Diplom mit dem Resultate „nicht bestanden“ behändigt; dann aber fuhr er mit seiner linken Handfläche unter sein Kinn, als bestreiche er dasselbe mit dem Schaum venetianischer Seife und verließ, hierdurch scheinbar in seiner Seele beruhigt, gleichfalls das Zimmer. Der Rest der Gesellschaft, den der dunkle Schneemorgen am trauten Herde des Portierstübchens versammelt hatte, blieb in düsterm Schweigen zurück. Der Schulmeister hatte die Flasche entkorkt, die die blonde Zukunde doch zuletzt dem Schranke enthoben, und versuchte, ob der Genevree aus Schiedam, den sie enthielt, wirklich so gut war, als er auf diesem Erdenrunde tot Mut rant Allgemeine (zum Nutzen der ganzen Menschheit) sein konnte. Zukunde hatte sich einen kleinen Spiegel vorgenommen und durchsuchte die blauen Tiefen ihres linken Auges, nicht etwa um ihrer Seele auf die Spur zu kommen, nach der sie wohl vergeblich geforscht haben würde, sondern um ein kleines Stäubchen aufzufinden, von dem sie glaubte, daß es dort irgendwo versunken, sie stäche und reizte. Der Held der stürmenden Dithyrambe, der Herold des jauchzenden Väans, der Täubrich des einschmeichelnden, händeküssenden, schnäbelnden Sonetts, Min Herr Schwartenmeier, der den Reim über den Wolken und den Schlüssel zur Kasse in seiner Brusttasche zu suchen pflegte, wenn er nicht, wie es zuweilen, wenn auch selten geschah, die beiden Localitäten mit einander verwechselte, hatte sein gedankenvolles Haupt in die Höhlung seiner linken Hand gelegt; die an seine elfenbeinerne Stirne klopfenden Finger dieser Hand erfanden, wie man zu sagen pflegt, auf ihre eigene Hand ein neues, noch nicht dagewesenes Metrum etwa einen neuen Hexameter statt des Spondäus, oder Trochäus am Schluß mit einem Choriambus versehen, welcher Hexameter beim Vorlesen auf den Zuhörer ungefähr wirkte wie die Nachricht von dem Untergange eines nicht asscurirten Schiffes auf den Rheder; sein immer arbeitendes Gehirn durchirrte, ein rastloser ewiger Jude, seine eigenen Höhen und Gründe, seine Buchten und seine Vorsprünge, sprang in den Türkensattel und verkroch sich in der Zirbeldrüse, badete sich im Thau des linken Ventrikels und ruhte sich in der Höhle des rechten um nachzuforschen, ob nicht

neben den vielen dort und hier zerstreut umher liegenden Kaffenschlüssen, Tagecoursen und Aktienständen noch ein anderer Reim auf Trope aufzufinden wäre als Antilope, während Daum und Zeigefinger der rechten Hand eine Prise duftigen Spaniols zur Pille formten, um sie dem suchenden Gehirne zum Danke für die Lösung der schwierigen Frage durch das Hirnthor: die Nase als Stärkung und Erquickung zuzuführen. Es war eine recht trauliche, den Eindruck süßer Gemüthsruhe im Beschauer hervorrufende Gruppe, während draußen der Schnee immer dichter wirbelte, während, je höher doch der Mittag stieg es immer dunkler wurde, und der Sturm, der so recht dem Nordwest in innerster Seele geboren schien, so laut auf die gewölbten Fenster der heimlichen Zelle blies und trompetete, daß drei Kanonenschüsse, durch die ein aus der See auf die Rhede und in den Hafen von Bliestingen kommendes Schiff signalisirt werden sollte, kaum gehört wurden.

Eine geraume Zeit war verflossen, da that sich die Thüre auf und hereintraten die beiden Unglücklichen, die ausgewesen, um an allerhöchster Stelle ihr Urtheil sprechen zu hören. Der Barbier hielt die beiden Arme hoch über seinem Haupte, als wäre er in eine der Karpatiden verwandelt, die die Architektur von Millners Hause so passend schmückten und sein Schicksal wäre die marmorne Last, die er zu tragen hatte.

„Wir sind entlassen, Mine Herren, sprach er mit einer Stimme, die so scharf und schneidend war, als nur immer sein schärfstes Barbiermesser an dem Tage gewesen sein konnte, als er zum Meister von fünf Becken vor besetzter Gewerksbank creirt worden. Es geht mir überhaupt seltsam, bei der Ausübung der verschiedenen Zweige der medizinischen Kunst, fügte der diesmal selbst geschlagene Schaumschläger nicht ohne Rührung hinzu, indem sein linker Arm sich gewaltsam um seine Achse schwingend, mit dem zu ihm gehörigen Fingern nach dem rechten Auge griff um hier ein Ding wegzuwischen, das beinahe und auf ein Haar so aus sah wie eine Thräne. O daß ich nie, wenigstens nicht als Jünger der ausübenden Heilkunde das trübselige Licht dieser trübseligen, ich möchte sagen vollkommen abgefeisten und rattenkahl abbarbierten Welt geschaut hätte. Als ich mich noch mehr mit der practischen Ausübung der innern Heil-

kunde und zwar damals in einer nicht allzuweit entfernten Stadt beschäftigte, wurde ich von der Familie des einen Min Herrn verabschiedet, weil ich zu wenig Medizin verordnete; von der Familie eines zweiten wurde ich deshalb entfernt, weil ich des erquickenden Heiltranks zu reichliche Libationen verordnete. Da wurde ich, wie man vom Pferde zu sagen pflegt, stätisch und gab der Familie eines dritten gar Nichts; und das half, die behielt mich. Und warum mich Min Herr Millner entlassen hat? Nun aus dem ihm determinirend erscheinenden Grunde, weil Ersparnisse gemacht werden sollen, weil ein Bart- und Haarkünstler ernannt werden soll, der gleichzeitig den Dienst bei Min Herrn und Mesroun zu versehen im Stande ist; weil er mir nicht zutraut, daß ich seine in aller nächster Zukunft ihm anzutrauende junge Gattin kunstmäßig zu pudern geschickt und erfahren genug sein möchte. Gott blexem! es wäre doch erst auf den Versuch angekommen! O ich verliere eine schöne, schöne Stelle!“ So schloß der Schaumschläger seine leidenschaftliche Peroration und wirbelte beide Arme um sein Haupt, daß sie gleichzeitig die Decke und den Estrich des trauten Gemachs zu berühren schienen und dem zur Disposition gestellten Doctor der drei Medicinen die Gebeine seines hagern Leibes knackten.

„O! und nun ich erst, was verlor ich für eine gute Stelle! so wehklagte der dieses Mal selbst vor die Thür gesetzte Thürhüter. Und warum verliere ich diese Stelle, die mir so lange zugehören, durch mich ausgefüllt werden mußte? Warum? Darum, weil Min Herr Millner sich in keiner Weise für überzeugt halten konnte, daß ich in meiner Stellung als Wittwer, und zwar, wie hier genothklagt werden muß, als langjähriger Wittwer, im Stande sein würde, den Standpunkt einer jungen Gebieterin entsprechend aufzufassen und mich demgemäß zu benehmen. Min God! ich glaubte mich bereits so ganz einem Pudel, oder sonst irgend einem Species des caninen, wie van der Keulen zuweilen sagte, Geschlechts assimilirt, daß ich es gar nicht mehr für möglich hielt, mein Thun, Treiben, Handeln und Denken könnte irgendwo, selbst nicht bei einer Gebieterin, die von den indischen Kolonien kommt, irgend einen Anstoß erregen. Doch es mußte so kommen! Und dennoch muß ich sagen min Hart popelte

mi nit weinig (mein Herz schlug mir sehr) als ich alle die Reden vernahm, die Min Herr zugleich mit dem Rauche des Makuba aus seiner Thonpfefe aus seinem eifernden Munde hervorstieß, — und nun ich, der ich so Manchem die Thüre gewiesen, mich selbst vor solche gewiesen sah. O min Hart! wie et popelte! O die Stellung deren ich verlustig gehe! O ewiger Friede! Selbige Stellung brachte mir jährlich an die einhundert und zwanzig Gulden baares Geld; an Accidenzien, Torf, Kohlen, Tabak. —“

„Und bei Tage frei Licht, Väterchen, rief hier ihr blondes Haupt schelmisch schüttelnd Zufundchen, und machte mit diesem, wenn auch nicht ganz neuen Wize, einen um so schlagendern Eindruck, als ihre firschrothen, lieblich schmunzelnden, diebisch leise und unbemerklich in die Länge sich ziehenden, bis zum Aufspringen üppig schwellenden Lippen, während des ganzen, ereignisreichen Vormittags so stumm geruht hatten wie Knospen, die von ihrer Zukunft in ihrem prachtvollen Blühen und duftigen Glühen noch wenig oder gar keine Ahnung haben.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller.

Von Julius Schanz.

Indem ich daran gehe, einige flüchtigen Charakterzüge von Schiller zusammen zu stellen, zumeist mit des Dichters selbsteigenen Worten, tritt mir ein Ausspruch desselben störend und hemmend in den Weg. Schiller sagt nehmlich einmal: „Immer dünkt es mich eine Freiheit zu sein, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reiferen Mannes — auch sogar bei gleichen Fähigkeiten — richten soll.“ — Doch, ich will ja nicht über die Leistungen des unsterblichen Mannes, dessen Namen noch der Sühne harren, zu Gericht sitzen; weit mehr noch bin ich entfernt, an mich selbst zu denken, wenn ich von seinen geistigen Fähigkeiten spreche: ich zähle mich im Gegentheil zu den bescheidensten seiner Bewunderer, und unterscheide mich von vielen derselben nur dadurch, daß ich es wage, für den Grad meiner Liebe

und Verehrung den entsprechenden Ausdruck im Worte zu suchen. Freilich ist die herrlichste Sprache arm, wo es gilt, einem solchen Geiste gegenüber das zu sagen was ihm gebührt; denn wie nur ein Göthe dem Altmeister unserer Literatur das würdigste Denkmal setzen könnte, so könnte nur ein zweiter Schiller ihn nachempfinden, der die eigene Seele in den Charakter seines Posa goß, ohne deswegen weniger Seele zu haben als vorher.

Inzwischen war die Stimmung des Dichters nicht immer eine gleich erhabene, oft sogar eine trübe, und er fürchtete zuweilen, einen Kreis fröhlicher und glücklicher Menschen durch seinen schwerfälligen Humor zu stören. In diesem Sinne schrieb er an Karoline von B.: „Die Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensohnen ruht.“ — Von Bürger sagt er einmal: „Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgeglommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen.“ Dagegen heißt es tröstend und erhebend in der Glocke:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erbühen soll zu schön'rem Loos.“

Diese Zeilen haben dem Dichter in- und außerhalb Deutschland hunderttausende von Freunden erworben, und gewiß hatte der nun ebenfalls verewigte Gustav Schwab, einer der trefflichsten Biographen Schillers, vollen Grund zu der Behauptung, daß diese Strophe aus der innigsten Ueberzeugung des Dichters geflossen und nicht, wie Manche glauben machen wollen, die diesen Trost entbehren zu können meinen, eine Akkommodation oder eine bloße Mitleidsklage gewesen sei. Vielmehr sind gerade in den Dichtungen von Schiller, die am tiefsten in das Volk gedrungen sind, die schönsten Ueberbleibsel der christlichen Weltanschauung, die sich aus dem Glaubensschiffbruch des achzehnten Jahrhunderts im Kern der deutschen Nation unangetastet erhalten haben, aufgenommen und verherrlicht worden. Und wenn Schiller, der bei aller Idealität beständig mit dem Zweifel rang, in der Begeisterung des dichterischen Schaffens das wieder aufnahm und es verherrlichend als sein eigen ausgab, was er in den Momenten

der philosophischen Spekulation widerwillig von sich stieß: wie tief, kann man mit Recht fragen, müssen da jene Hoffnungen und Trostgründe der Religion in den Bedürfnissen einer so edeln und reinen Menschennatur gelegen haben? —

Einem bekannten Worte zufolge gäbe es keinen großen Mann für seinen Kammerdiener. In Betreff Schillers, der sich unter allen Verhältnissen möglichst gleich zu bleiben suchte, sagte dagegen Göthe einst zu Eckermann: „Er ist größer, wenn er sich die Nägel abschneidet, als seine Feinde, wenn sie erhabene Oden dichten.“ Die wörtliche Richtigkeit des Nachsages kann ich nicht verbürgen, doch ist es der ungefähre Sinn der angezogenen Stelle.

Ein anderes bedeutendes Wort von Göthe ist folgendes: „Schiller war immer im absoluten Besitz seiner großen Natur: er ist so groß am Theetisch, wie er im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, Nichts engt ihn ein, Nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksichten und Bedenken. Das war ein rechter Mensch, so sollte man auch sein! Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren: er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“ — Es ist möglich, daß der Altmeister unserer Literatur, dem die Worte oft entrollen wie Schicksalsprüche, sinnschwer und der Begründung kommender Tage anheimgegeben, bei diesem Worte an ein Gedicht des persischen Weisen Risiami gedacht hat, der das Wesen des Heilandes in einer anmuthigen, für einen Muhamedaner zumal äußerst lieblichen Parabel verherrlichend darstellt. Am Wege liegt ein todter Hund, und um ihn her stehen die Leute und schmähen auf das Thier, jeder auf seine Weise:

Als nun an Jesus kam die Reihe,
Sprach ohne Schmähn er guten Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß!

Doch sei dem wie ihm wolle, Gottlob, daß wir einen Dichter mit solcher Christustendenz haben! Und in der That sind uns mehrere aus derselben hervorgegangene Aeußerungen aufbewahrt, die der große Dichter in den gewöhnlichsten Lebenslagen gethan hat, und die uns ganz bezeugen, daß sie eben von Schiller stammen. Beim Kaffee sagte er einmal:

„Billigkeit ist eine schöne aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am meisten dagegen; weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, so flößt ihnen Alles was dagegen ist einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert.“ Ein ander Mal bei Tische: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.“ — Solchen Aussprüchen ist Nichts hinzuzufügen: sie construiren mit schöpferischer Zauber macht neue Welten, neues Lebensglück vor unsern Augen hin. Die höchste Fülle von Weisheit aber finden wir in folgenden, bei einer Tasse Thee gesprochenen Worten: „Es ist schwer und gehört ein Grad von Kultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind und nicht mehr von ihnen zu verlangen als in ihren Kräften steht. Es giebt Gemüther, die nie an diesen Stein des Anstoßes gerathen; sie sind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Ist dagegen bei andern Naturen der erste jugendliche Traum veriraucht, wo Alles im freundlichen Lichte erscheint, wo man Alles umfassen möchte, wo man wähnt, Alles was da ist, sei um unsertwillen da, — ist dieser süße Blick verschwunden, dann erscheint uns sogleich Alles ernster; der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten, — da sehen wir oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand, und ein unverdorbenes Herz dazu, daß die Menschenliebe siege.“ — Und Schiller, der selbst ein gutes Theil wahrer Menschenliebe im Busen trug, hatte trotzdem das rechte Worte für die Schwäche oder Erbärmlichkeit. So sagt er in Bezug auf die Welterschmerzler, die Anhänger einer falschen krankhaften Sentimentalitätsucht: „Es sind die kleinern, engeren Gemüther, die so gerne jeden Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen!“ — Wohl spricht auch er oft vom Schicksal und wie es den Menschen in seinen Plänen und Entwürfen hemme und störe und seine muthigsten Strebungen zu nichte mache;

er setzt aber dem Schicksal keine unmännliche Klage, kein feiges Verzagen entgegen, sondern einen festen Willen, eine männliche Stirne. „Ernster guter Wille, sagt er in dieser Beziehung, ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes; der Erfolg liegt in einer höhern unsichtbaren Hand. Nur die Absicht giebt dem Aufwande von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.“ Allein der ernste Wille, von dem Schiller spricht, müßte nothwendigerweise zugleich ein guter sein, nicht mehr jener zügellose, ungerregte Drang, der die rohe physische Freiheit der Räuber für das Höchste hielt. Von dieser Freiheit, wenn er sie überhaupt jemals gewollt hat, war der Dichter frühzeitig zurückgekommen. Auch ohne jene ängstliche Verwahrung in der Glocke hätte man es geglaubt; war es ja längst in seinen andern, reiferen Werken erwiesen. Freilich gab er seine Freiheitsforderungen darum nicht gänzlich auf, er wollte immer noch die reale Freiheit, nur in idealer Gestalt, ohne darum das Bild seiner Göttin in leere Abstraction zu verflüchtigen oder zur Wolke zu machen. Aber Entzweiung roher Kräfte, blinde Wuth der tobenden Parteien, Unterdrückung der Gerechtigkeit, schamlose Befreiung des Lasters, Entweihung des Heiligen, Lösung des Ankers, auf dem die Staaten ruhen, — mit einem Worte: Revolution war für Schiller etwas Abscheuliches, Unbesingbares.

Als im Verlauf der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller Folgendes an einen Freund (Dez. 1792): „Weißt Du mir Niemand, der gut ins Französische übersehte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Aufgabe erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Anblick geneigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz

unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthst du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche scheint mir die jetzige zu sein.“

Obwohl der hier ausgesprochene Vorsatz nicht zur Ausführung kam, erscheint er mir zur Charakteristik Schillers zu wichtig, als daß ich unterlassen könnte, ihn anzuführen. — Wo aber ein frommes Volk, das, sich selbst genug, nicht fremden Gutes begehrte, und menschlich selbst im Zorn bleibend, nur unwürdig erduldeten Zwang abwirft, wie die Schweizer, die Holländer, da nannte er die That der Befreiung unsterblich und des Liedes werth, und solche Thaten zeigt er uns in seinem Wilhelm Tell, in seiner Geschichte der Niederlande, in einem Spiegel, von dem jede Gewalt das lernen kann, was in der Politik den Einen wie den Andern ziert: Weisheit und Mäßigung.

Schiller selbst wurde mit jedem Jahre, als ein in beständigem Ringen nach dem Höheren Begriffener, immer weiser und maßvoller. Namentlich wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende seines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern Seite die welthistorische Wirkung der christlichen Lehre und die reine heilige Gestalt ihres Stifters erfüllte, immer inniger und größer.

Als er einstmals seine Schwägerin in Livius lesen sah, bemerkte er gegen dieselbe Folgendes: „Da der Glanz und die Höheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen konnten, untergegangen war, so mußte nothwendig Neues entstehen. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“

Der Sinn des Wahren lebte in ihm, nach der Versicherung seiner Geistesvertrauten, immer wieder auf, wie auch der Genius in Gestalten und Bildern sich anders zeigen konnte. Er hatte Worte der Herzensdemuth, der wahren Religion; von Liebe, von Gott sprach er nur in den reinsten Momenten. Glauben sollen kann man ja keinen Denkenden zumuthen, — Glauben finden war ihm immer eine Wohlthat.

Einer der schönsten und lichtesten Aussprüche seines eigenen Geistes in Bezug auf seine Poesie und Philosophie ist in seinem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt enthalten, der am 2. April 1801 geschrieben ward. „Nun hoffe ich, heißt es daselbst, in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben; einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um die Herrschaft zu behaupten; und so kann es vielleicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen Etwas angenommen habe.“

Und von der Philosophie sagt er: „Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verschleucht, ich habe auf diesem kalten Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben.“ — Schließlich wirft er einen Blick auf den allgemeinen Zustand der poetischen Literatur in dieser Epoche, läßt sich aber von seinem einmal eingewurzelteten Widerwillen gegen die romantische Schule hinreißen, Alles schwärzer zu sehen, als wie es wirklich war. Seufzend klagt er: „Um die poetische Production in Deutschland sieht es kläglich aus; und

man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten dreißig Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, das einen neuen Namen an der Spitze trüge, und das Einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungsfucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbilds besteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht einen Schritt weiter gefördert.“

Wie würde sich ein Anderer geehrt fühlen, wenn er sähe, wie alle seine Nachahmer nicht an ihn heranreichen, wie er das unerreichbare und unerreichte Vorbild bleibt! hier sieht man deutlich, daß es Schiller bloß und allein um die Kunst zu thun war und um die Ehre des deutschen Namens, dessen tiefste Erniedrigung ein wohlthätiger Tod ihn nicht erleben ließ. Am 9. Mai 1805 starb der große Mann; er starb für die Kunst, für die er gelebt hatte. Und daß es ihm einzig um diese zu thun war, wissen wir Alle. Als ein höchst merkwürdiger und interessanter Zug aus Schillers Charakter verdient in dieser Beziehung bemerkt zu werden, daß er aus der ersten Auflage seiner gesammelten Gedichte zwei der bedeutendsten, die Künstler, über denen er beinahe dreiviertel Jahr gebrütet und über die er mit seinem Freunde Körner ein Langes und Breites correspondirt hatte, und die Freude gänzlich weg ließ. Körner schreibt deswegen an Schiller: „Daß du auch die Künstler und die Freude nicht aufgenommen, werden Dir Viele nicht verzeihen;“ worauf Schiller antwortet: „Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum auch von mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie „die Künstler“, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts (Körner wünschte, Schiller möchte zwei Gedichte aus den Künstlern machen) hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut. Die Freude

hingegen ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft; und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegen kam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese gibt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns, und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst.“ So urtheilte Schiller selbst über zwei seiner bedeutendsten Gedichte! Gewiß ist's ein erhebendes Schauspiel zu sehen, wie dieser rastlos strebende Geist dem Vollkommenen immer näher zu kommen suchte und einen gewonnenen Standpunkt nach dem andern wieder aufgibt, um der Wahrheit und der künstlerischen Vollendung einen immer größern Boden zu gewinnen. Wie verächtlich erscheint neben ihm die Selbstgefälligkeit und Affectation so vieler anderer Poeten!

Und wenn nach seinem Tode, wie er vorausah, kein Ersatz für ihn war, so gingen die Gestalten seiner Dichtungen, sein Wallenstein, sein Posa, seine Jungfrau, sein Tell im deutschen Volke um, und gossen heiliges Feuer der Begeisterung, ewige Ideen in das zertretne Herz des Vaterlands. Göthe aber legte den schönsten Kranz auf Schillers Sarg, indem er von ihm sang:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt.
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme. —
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ihm die Nachwelt geben.

Ich bin zu Ende. Wie die Leser sehen, liebe ich ihn, den Heros unsrer Literatur, den großen Lehrer im

Gebiet des Wahren und des Schönen. In Göthe verehere ich den großen Künstler, der dem wirklichen Leben eine poetische Gestalt zu geben weiß; in Schiller den Mann, der die poetischen Gebilde seines Geistes einführen möchte in die Welt der Wirklichkeit; der erste zaubert Rosen und Gesundbrunnen aus dürrer Felsen hervor; der andere öffnet uns eine Zuflucht, wenn unser Gemüth, von den Härten und Unebenheiten des Lebens schmerzlich berührt, sich eine neue, bessere Welt wünscht; der erste dichtet für die glückliche, der andere für die leidende, unglückliche Menschheit. Keineswegs will ich damit sagen, daß sie sich gegenseitig ausschließen, nein! sie ergänzen sich im Gegentheil, sie bilden zusammen ein harmonisches, zusammengehöriges Ganze. Glückliche der, der in diesem Glauben in die Hallen ihrer Dichtung tritt! —

Einer Liebenden Traum.

Wir standen von Wellen umrungen
Auf steiler Felsöh' mitten im Meer;
Wir hielten uns innig umschlungen;
Laut brausten die Wasser rings um uns her.

Doch keine Furcht der Gefährde
Kam meiner Seele, der Liebenden, nah;
Entschwunden war mir die Erde,
Die ich den Himmel im Auge Dir sah.

Was wußt' ich von Zeiten? von Räumen?
Eine Stimme sprach heimlich, vernehmlich im Traum:
„Gäß's höheres Glück als träumen,
Umwoben von dämmerndbuntschillerndem Saum?“

Es wehte mit rieselnden Schauern
Dein Athem mich an, wie mit Geisterhauch;
Dir im Blick rang Liebe mit Trauern,
Wie Flammen wohl ringen mit trübendem Rauch.

Und in den bezauberten Bänden
So hangend, verloren im Schauen tief,
Wir hätten wohl ewig gestanden, —
Nicht kannt' ich die Glut, die im Busen dir schlief.

Denn plötzlich aus schattigen Grüften
Auf flog ein Adler laut schreiender Lust
Zum verjüngenden Bad in den Lüften,
Die Sonn' ihm vergoldend mit Strahlen die Brust.

Da war's, als faßt' an den Haaren
Die Windsbraut dich mit des Dämons Gewalt,
Du liehest zürnend mich fahren, —
Hin fiel auf den Stein ich, so hart und kalt!

„Den Adler laß mich erjagen!
 „Nicht darf ich ihn leiden ob meinem Haupt!“
 So sprechend, zu rasendem Wagen
 Felsen stürmtest du, weh! du warst mir geraubt.

Im Sprunge von Stufe zu Stufen
 Der Gemse gleichend, du schwangst dich empor;
 Die Echo nur hörte mein Rufen,
 Der Schrecken herab auf mich warf seinen Flor.

Milchwallende Nebel umzogen
 Den Fuß dir im donnergeflügelten Lauf,
 Bis vom Himmel ein Regenbogen
 Dich in seinen farbigen Ring hob auf.

Da tagt es mit tausend Kerzen,
 Auf schlug mir's vor Augen, wie Urwalds Brand:
 Dich hab' ich geliebt, mit Schmerzen,
 Geliebt, doch nimmer dich würdig erkannt!

Für uneinholbar Versäumtes
 So war mir's, als müßt' ich nun beten zu dir,
 Mein Glück war nur ein Geträumtes,
 Da ich dich verlor, nun gehörst du erst mir!

• Kehr' wieder, mein Cherub, kehre wieder,
 Du himmlisch prophetische Nachtigall!
 Mir im Herzensvulkan deine Wieder
 Laß klingen leidstillenden Wiederhall!

Was ahnend die Seher gesungen,
 O lehr' es mich fassen mit gläubiger Lust!
 Die heiligen, feurigen Zungen
 Zernagen mir rächend die reutige Brust.

Und wie auf dem Felsen dort knieend,
 Im einsamen Bette lieg' ich erwacht,
 Und heiß auf den Wangen mir glühend
 Hin fluthen die Thränen im Dunkel der Nacht!
 August Heinrich von Weyrauch.

Jeuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. Das Dresdner Hoftheater hat außer Guklows „Ella Rosa“ und J. Sammers „Brüdern“ in letzter Zeit auch einige kleinere Stücke neu und neu einstudirt, zur Darstellung gebracht. Besonders empfohlen wird eine reizende Blüthe: „das hohe G“ von Grandjean, jenem Lustspielautor (unfres Wissens ein Wiener) von dem schon einige Arbeiten viel Glück gehabt haben. —

Emil Palleske (der in jüngster Zeit in den Städten am Rhein dramatische Vorlesungen hielt) hat eine neue Tragödie „Cromwell“ geschrieben, die sehr empfohlen wird. —

Literaturgeschichte. Von Feodor Behl erschien vor kurzem (bei F. A. Brockhaus in Leipzig) eine „Hamburgische Literaturgeschichte.“ Dieselbe entstand aus Vorlesungen, die der Verfasser in Hamburg gehalten. In der Bücherschau kommen wir ausführlicher auf dies interessante Werk zurück.

Von Rudolph Gottschalls „Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ ist der zweite Band, der den Abschluß des Werkes bildet, publicirt worden. — Kurz nach Ostern wird auch der zweite Band der

J. W. Schäferschen „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ herauskommen.

Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Von der Theilnahme, welche Schlosser's großes Geschichtswerk, dieses Denkmal deutschen Geistes und Fleißes (es ist demnächst vollendet) überall gefunden, hat ein kürzlich von der Verlags-handlung erlassenes Circular mit einer statistischen Uebersicht des Absatzes nach den Städten ein interessantes Bild gegeben. Es hat sich z. B. Zürich bei diesem Unternehmen mit 180, Leipzig mit 475, Berlin mit 490, Wien mit 630, Hamburg mit 310 Subscribenten betheiltigt.

Musik. Zum Pfingstfeste sollen außer dem bekannten niederrheinischen zu Düsseldorf auch zwei andre Musikfeste, das eine in Magdeburg, das andre in Prag stattfinden. Wir hoffen über beide ausführlichere Berichte zu erhalten. —

Altmeister Ludwig Spohr in Kassel hat vor kurzem seinen zweiundsiebzigsten Geburtstag gefeiert. —

Das berühmte Quartett der Gebrüder Müller aus Braunschweig, welches der Tod auseinanderzureißen drohte, ist durch die Söhne Carl Müllers in würdiger Weise ergänzt worden, und hat in seiner neuen Gestalt bereits einige Kunstaussflüge unternommen. —

Leopold Damrosch hat kürzlich auch in Hamburg concertirt. —

Tichatschek aus Dresden, der bedeutendste der deutschen Tenoristen, gastirte in Bremen. Besonders als Lohengrin in der Wagnerschen Oper gleichen Namens hat er glänzende Erfolge gehabt, was um so mehr hervorzuheben ist, als er den Lohengrin bis jetzt nur am Clavier studirte. —

Die Oper „Die letzten Tage von Pompeji“ von August Pabst (Text von Dr. J. Pabst in Dresden), deren erste Aufführung am Stadttheater zu Königsberg wir bereits erwähnt haben, hat daselbst so durchgreifenden Erfolg gehabt, daß sie bis zum Schluß der Saison achtmal gegeben wurde.

Bildende Künste. In Dresden findet eine Ausstellung von Kunstwerken (die größtentheils aus Privatbesitz zum angegebenen Zwecke, für die Zeit der Ausstellung, überlassen wurden,) zum Besten der Schülerstiftung statt. —

Von Berlin aus werden den „Jahreszeiten“ neue Gemälde der Düsseldorfer Schule: „eine westphälische Landschaft“ von Weber, und zwei große Landschaften von dem Norweger Leu gerühmt. —

Der Pariser Bildhauer Giesinger ist von dem Kaiser der Franzosen (den irrigen Angaben vieler Journale widersprechend) nun auf das Bestimmteste mit der Ausführung einer Reiterstatue König Franz I. beauftragt worden.

Zwei Frauenbilder.

Dichtungen

von

Adolf Stern.

Miniaturausgabe. Preis 12½ Ngr.

Die neuesten Dichtungen Adolf Sterns haben nicht verfehlt dem jungen Dichter abermals zahlreiche Freunde zu gewinnen. Die getheilten Ansichten ob „Laura Portland“, ob „Ada Vitella“ die bessere der beiden Dichtungen sei, sprechen für den poetischen Werth beider. Aus den zahlreichen bis jetzt veröffentlichten Beurtheilungen theilen wir folgendes mit:

Die Hamburger „Jahreszeiten“ (Theodor Wehl) sagen in Nr. 4 über die neuesten Dichtungen Adolf Sterns: „Es ist uns sehr erfreulich die Thätigkeit unseres jungen Mitarbeiters in der Oeffentlichkeit nicht nur immer ergiebiger, sondern auch immer erfolgreicher hervortreten zu sehen. Seine kürzlich erschienenen „Poetischen Erzählungen“ fanden bereits eine günstige Aufnahme im Publikum, und es ist zu erwarten, daß es bei vorliegendem Werke noch mehr der Fall sein werde. Die beiden erzählenden Dichtungen „Laura Portland“ sowohl, als „Ada Vitella“ sind nicht nur glücklich gewählte Stoffe, sondern auch angenehm und schicklich behandelt. — Die zweite Dichtung „Ada Vitella“ ist der ersten noch vorzuziehen und verspricht umso mehr allgemeinen Anklang sich zu verschaffen, als der Stoff zwar nicht der Gegenwart entnommen, doch in die Interessen derselben eingreift. Die Geschichte spielt in den ersten christlichen Jahrhunderten, wo die Bilderstürmerei wüthete und die Priester keine Kunst dulden wollten, weil sie dieselbe für heidnisch hielten. — Die von uns mitgetheilten Stellen werden hinreichend für den poetischen Werth der Dichtung sprechen, der in der That ein wohlzuschätzender ist.“

Die „Bilder der Zeit“, vom 23. Februar, besprechen in einem längern Artikel die gesammte poetische Thätigkeit Adolf Sterns und sagen schließlich: „Die neueste poetische Gabe unsres Dichters sind „Zwei Frauenbilder“, die ihm vortreflich gelungen sind, mag man nun auf dem ersten „Laura Portland“ in seinem sonnigen Rahmen mit inniger Freude und freudiger Hingebung weilen, oder mit Behmuth das zweite „Ada Vitella“, die plastische Gestalt eines heldenmüthigen Weibes betrachten. Das letztere von beiden, die eines wie das andre historischen Hintergrund haben, ist das vorzüglichere. „Laura Portland“ spielt an der westenglischen Küste zur Zeit des Untergangs der spanischen Armada. Die interessante durch Vertretung der Umstände wahrscheinliche Fabel ist vom Dichter mit Frische und dramatischen Gewicht behandelt. Die zweite Dichtung „Ada Vitella“ ist dunkel und tragisch, sie entrollt ein erschütterndes Bild aus jenen Zeiten, in denen die christliche Kirche mit Fanatismus die bildende Kunst als Werk der Heiden verfolgte u. u.“

Die „Magdeburgische Zeitung“ schreibt: „Der Dichter der Poetischen Erzählungen“, welche wir vor Jahresfrist der Aufmerksamkeit des Publikums empfahlen, liefert uns in dem vorliegenden neuen Werke „Zwei Frauenbilder“ den Beweis eines frischen Vorwärtstrebens auf der Bahn, die er betreten hat. Mit der schönen fließenden Versification seiner Dichtungen zugleich heben wir die sittliche Tendenz seiner Stoffe hervor, die von dem Dichter in künstlerischer Anordnung und stets in den Grenzen der Kunstwahrheit gehalten, interessant bis zur Katastrophe gesteigert und mit derselben Futz abgerundet werden. Wir empfehlen das Werkchen allen Freunden der ernsten und gediegenen Poesie und sind fest überzeugt, daß dem jungen Dichter eine allgemeine Anerkennung und Würdigung zu Theil werden wird, wenn die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums erst auf ihn gelenkt ist.“

Leipzig, im April 1856.

Die Verlags-Handlung von Heinrich Matthes.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.